

Simon Benne
Wahnsinn zum Mitnehmen

Simon Benne

WahnSinn zum Mitnehmen

Ein Vater, vier Kinder
und die täglichen Tollheiten der Welt

111 Lüttje Lagen aus der HAZ



Anstelle eines Vorwortes

Warum schreiben Menschen? Warum verfassen wir mehr oder minder geistreiche Texte? Die einfache Antwort lautet: Weil wir es können. Die Beherrschung von Schrift, Feuer und Glühbirnenwechsel unterscheidet uns Menschen ganz wesentlich von Pudel oder Puffotter.

Vor allem aber hilft Schreiben uns durch den Alltag. Ohne die Küchentischnotiz »Bin bei Tanja – dein Essen steht in der Mikrowelle« hätten Millionen von Männern schon hungrig ins Bett gehen müssen. Bei der Übermittlung von Nachrichten jeder Art hat sich Schrift im Grunde bewährt. Könnten wir nicht schreiben, dann könnten wir auch keine Steuererklärungen einreichen. Woran man sieht, dass es kein Licht ohne Schatten gibt.

Warum aber schreiben wir Texte, die eigentlich kein Mensch braucht? Romane, Gedichte oder Glossen wie jene, die täglich in der Rubrik »Lüttje Lage« in der *Hannoverschen Allgemeinen Zeitung* (HAZ) erscheinen? Die wenigsten Leute werden ja durchs Schreiben reich, und auf den Literaturnobelpreis zu spekulieren, ist eine Hoffnung, die in aller Regel dann doch enttäuscht wird.

Im Idealfall gehen Autor und Leser eine symbiotische Beziehung ein. Das ist dann eine Win-win-Situation, in der sie Pläsier aneinander finden; ein bisschen, als würden ein guter Koch und ein talentierter Esser ... Sie wissen schon, was ich meine.

Aber um überhaupt ins Schreiben zu kommen, braucht es noch etwas anderes. Ich glaube, Menschen schreiben, um ihre Seele zu erleichtern. Um etwas rauszulassen. Manche machen Bastelarbeiten oder Gesprächstherapien, um ihre Gefühle zu zeigen. Andere schlagen ganz unkompliziert zu. Und dann gibt es die Schreiberlinge.

Ich persönlich empfinde das Alltagsleben oft als blanken Wahnsinn. Und mehr noch: Oft glaube ich, dass ich der Einzige bin, der den Wahnsinn überhaupt wahrnimmt. Vielen erscheint es ja ganz normal, dass Ärzte oder Handwerker heute Termine vergeben wie Audienzen. Oder dass Teenager Schallplatten zur Dekoration an die Wand nageln.

Dieses Buch will da vor allem ein Enthüllungsbuch sein: Ich will enthüllen, wie verrückt die Welt eigentlich ist, die uns umgibt. Ich bewältige den Wahnsinn in meinen Glossen, indem ich ihn beschreibe und mit Ihnen teile.

Weil ich ein guter Deutscher bin und gerne Klarheit schaffe, habe ich den Wahnsinn in vier Kategorien eingeteilt: »Alltagsleben«, »Familienbande«, »Seuchentagebuch« und »Zeitläufe«. Und weil Humor bekanntlich Distanz schafft und das Leben erträglich machen kann, bemühe ich mich redlich, dieser wahnsinnigen Welt immer wieder mit einem Lächeln zu begegnen. Manchmal hilft das ungemein.

Alltagsleben

Unsere Welt wird bekanntlich immer komplexer. Schon das Stellen eines Weckers oder das Füttern der Nachbarskatze kann minderbegabte Menschen wie mich heute vor gravierende Probleme stellen. Wenn sich diese als unlösbar erweisen, bleibt als letzter Notausgang aus einer verfahrenen Situation oft nur das Lachen. Der Alltag wird dadurch nicht weniger verrückt. Aber er bekommt irgendwie eine heitere Note.



Warum ich dem Klempner dankbar bin

Gute Handwerker sind heute ja so schwer zu bekommen wie früher gute Neurochirurgen. Wenn einer von ihnen tatsächlich einmal den Telefonhörer abnimmt, ist dies bereits der erste Gnadenerweis. Man tut dann gut daran, als Kunde dankbar zu sein.

In aller gebotenen Demut unterrichtete ich also unseren Klempner darüber, dass unser Gäste-WC neuerdings beim Spülen irgendwo Wasser ausspuckt. Ganz beiläufig ließ ich einfließen, dass doch schon mein seliger Großvater bei seinem seligen Großvater die Bleileitungen löten ließ, damals vor dem Kriege. Und ich fragte, ob sich da nicht aus alter Verbundenheit ganz vielleicht ein klitzekleiner Hausbesuch seinerseits einrichten ließe, vielleicht schon im kommenden Monat.

Er lachte, und natürlich lachte ich mit. Dann donnerte seine Bassstimme im Gönnernton, er wolle mal sehen, was sich da machen ließe. Das war an einem lauen Tag Ende Mai. An die Toilettentür hängte ich ein Schild »Bitte nicht benutzen«. Dann geschah lange nichts. Dann waren Betriebsferien. Dann geschah wieder nichts. Dann waren wir im Urlaub. Danach rief ich wieder beim Klempner an. Ich tat, als würde ich nur vom Urlaub erzählen wollen. Er tat, als hätte er meinen Namen noch nie gehört. Dann geschah lange nichts.

Jetzt ging ich wieder an der Toilettentür vorbei. Eine Spinne hatte ihr Netz an die Klinke gewoben. Weil ich ein optimistischer Mensch bin, wählte ich die Nummer des Klempners. Natürlich nicht, um zu drängeln, sondern nur, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen und um zu fragen, ob er bei einem etwaigen Besuch die Schnittchen eher mit Lachs oder mit Camembert zu haben wünsche. Er horchte auf und entschied sich für beides. Am übernächsten Dienstag will er jetzt vorbeikommen. Ich werde ihm im Sonntagsstaat öffnen. Und bis dahin kann ich mir ja noch überlegen, wie ich ihm beibringen soll, dass in der Küche auch noch der Wasserhahn tropft. ★

Wo kein Rauch, da kein Feuer

Und dann hielt ich die Bombe in den Händen. Eine Hightech-Höllenmaschine mit wirren Kabeln, die alle paar Sekunden piepte und das ganze Kreuzfahrtschiff in die Luft sprengen würde. Kaltblütig, wie ich bin, entschied ich mich, das rote und nicht das grüne Kabel durchzukneifen, mit der Zange, die ich immer bei mir trage. Die Uhr, die unbarmherzig ihren Countdown herunterzählte, blieb bei genau 007 Sekunden stehen. Wir waren gerettet. Mich irritierte nur, dass das Piepen nicht aufhörte. Dann wurde ich langsam wach.

Das war um 23.58 Uhr. Das Piepen war immer noch da. Ich stand auf wankte schlafrunken auf das Geräusch zu. Vor drei Jahren hatte ich Rauchmelder im ganzen Haus angebracht, und einer meldete per Piepsen nun, dass seine Batterie leer war. Ich pflückte ihn von der Decke und brach mir beim Öffnen einen Fingernagel ab, weil ich in Wirklichkeit eigentlich nie eine Zange bei mir trage. Dann pfriemelte ich die Batterie heraus und ging wieder schlafen.

Als es erneut piepte, war es 2.13 Uhr. Wieder meldete ein Rauchmelder keinen Rauch, sondern nur sich selbst. Zuerst hielt ich es für einen Defekt in dem U-Boot, mit dem ich gerade an der Titanic entlangglitt. Ich versuchte, ein Auge geschlossen zu halten, als ich den Rauchmelder ausschaltete. Aber das ging nicht. Stattdessen trat ich barfuß in einen Legostein und war plötzlich sehr wach.

Der dritte Rauchmelder sprang erst um 4.47 Uhr an. Das war eine Stunde, nachdem mein kleiner Sohn aufgewacht war und beruhigt werden musste. Als ich diesmal wieder ins Bett fiel, schlief ich sofort ein wie ein volltrunkenes Braunbärbaby. Bis mich nach einer Viertelstunde eine SMS meiner Tochter weckte, die böse fragte, was der ständige Lärm solle.

Ich berichte das nur, um deutlich zu machen, warum ich heute morgen nicht ganz bei mir bin. Natürlich werde ich all meinen häuslichen und beruflichen Pflichten nachkommen. Aber wenn jetzt, sagen wir mal, ein Kreuzfahrtschiff gerettet werden müsste, könnte ich für nichts garantieren. ★

Der Mantel der Geschichte

Ich schaute dösend aus dem Fenster. Noch ein paar Stationen. Eigentlich erwartete ich nicht mehr viel von dieser Bahnfahrt. Doch dann stiegen sie zu. Eine Gruppe von Teenies, die sofort die kommunikative Oberhoheit in der Linie 1 übernahm. Offenbar kamen sie gerade von der Schule. »Alter, wir machen bald Erster Weltkrieg«, nuschelte einer von ihnen. »Krass«, antwortete ein anderer, so ein magerer mit Bartflaum. Der Mantel der Geschichte wehte durch den Wagen.

»Ey, es gab ja zwei Erste Weltkriege«, wusste ein Dritter zu berichten. Ich wandte ihm meinen Blick zu. Er sah eigentlich nicht dümmer aus als die anderen. Ein Mädchen mit Kopfhörern im Ohr nickte: »Yo, der erste Erste Weltkrieg war, glaub' ich, der mit Napoleon«, ergänzte sie. Keiner von ihnen nahm während der gesamten Diskussion den Blick vom Handy. Mir schwante, dass nicht jeder von ihnen dort ausschließlich Wikipedia-Artikel las.

»Quatsch, das war nicht der mit Napoleon«, sagte eine andere. Ich schöpfte Hoffnung. Die anderen nickten zustimmend. »Genau, das mit Napoleon, das war nämlich in echt der Dreißigjährige Weltkrieg«, ergänzte der Bartflaum. »Der war aber schon vor über hundert Jahren oder was.« Darauf konnten sich alle irgendwie einigen, und man wandte sich wieder den wirklich wichtigen Themen zu.

An dieser Stelle möchte ich einmal allen Geschichtslehrern meine Hochachtung zollen. Ich habe eine Ahnung davon bekommen, wie groß der Berg an Arbeit ist, der sich in jedem Jahrgang aufs Neue vor Ihnen auf türmt. Jede Generation beginnt ja wieder bei null, wofür niemand etwas kann, und ständig kommt neuer Stoff dazu. Bitte bleiben Sie am Ball, es ist bitter nötig. Und falls es Ihnen Mut macht, kann ich Ihnen aus eigenem Erleben versichern: Bei Ihren Schützlingen sind Ihre Unterrichtsthemen oft noch auf dem Heimweg ein beliebter Gesprächsstoff. ★

Unter der Haube

Es hatte geregnet. Eigentlich begegne ich derartigen Wetterphänomenen ganz entspannt, doch neuerdings springt mein altes Auto bei feuchtkalter Witterung nicht mehr an. Ratlos stand ich also vor der geöffneten Motorhaube, als der erste Nachbar hinzutrat. Ein Kfz-Mechaniker. »Überbrücken hilft da gar nichts«, sagte er, um mir wortreich zu erklären, dass mein Auto dank moderner Bordelektronik einem Raumschiff längst ähnlicher ist als dem guten alten VW Käfer. Wo eine Motorhaube offensteht, schaut auch mein zweiter Nachbar gerne vorbei. Ein Diplom-Ingenieur. Die beiden sprachen lange von Zündkerzen und irgendwelchen Spulen und Stutzen.

»Kann ich den nassen Motor nicht einfach trockenföhnen?«, fragte ich. Die beiden sahen mich an, als wollte ich ein Atom mit dem Faustkeil spalten. Während ich den Motorraum föhnte, rissen sie allerlei billige Witze auf meine Kosten. Bis ich den Zündschlüssel drehte. Das Aufheulen des Motors klang wie Beethovens *Ode an die Freude*. Triumphal schaute ich in die Gesichter der schweigenden Experten. »Wenn ihr mal technische Probleme habt – fragt mich ruhig!«, sagte ich gönnerhaft. Dass alte Autos eine Seele haben und vor allem Liebe brauchen, ist eine Weisheit, die nur das Leben lehrt. ★

Ich leide am Verschleiß

Ich bemerke allmählich, dass ich bislang eine viel zu optimistische Vorstellung vom Altern hatte. Ich war immer davon ausgegangen, dass mir irgendwann in der Bahn zum ersten Mal ein milchgesichtiger Jüngling seinen Sitzplatz anbieten würde und dass ich dann beleidigt ablehnen würde, weil ich mich ja noch jung und fit fühle. Jetzt aber bin ich leider in einem Zustand, in dem ich dankbar auch grauhaarigen Greisen einen Sitzplatz abnehmen würde. Es ist das Knie.

Ganze Kerle wie ich gehen zum Arzt ja eigentlich nur mit offenen Knochenbrüchen, doch diesmal blieb mir keine Wahl. Behutsam betastete der Doktor das Knie. Auf meine besorgte Frage erklärte er, dass wir um eine Amputation für dieses Mal wohl doch noch herumkommen würden. »Das ist ganz normaler Verschleiß«, sagte er gelassen.

Ich war erschüttert. »Verschleiß«. In dem Wort liegt so etwas Unumkehrbares. Wer »Verschleiß« hat, ist in eine gesundheitliche Einbahnstraße geraten, die unwiderruflich bergab führt. Mit »Verschleiß« ist man praktisch schon klinisch tot, auch wenn noch Hirnströme messbar sein mögen.

Überhaupt fallen moderne Diagnosen viel zu hart und zu nüchtern aus. Wenn ich Arzt wäre, würde ich statt »Verschleiß« immer »harte Beanspruchung« sagen. Das klingt gleich viel sportlicher. Mein Arzt aber gab mir nicht einmal eine Spritze; er schrieb mir nur eine Salbe auf. Dabei spürt doch jeder Patient mit gesundem Menschenverstand instinktiv, dass ein Piksen mehr bringen muss als ein Schlucken oder Einreiben, weil es ja wehtut.

Psychologisch wäre es ohnehin besser, wenn Ärzte wieder ein bisschen mehr Brimborium machen würden, mit lateinischen Zauberformeln, um glaubhaft Überlegenheit zu signalisieren. Sie bräuchten auch mehr Räucherstäbchen in ihren Praxen. Nur dann sieht der Kranke: Aha, hier bin ich ganzheitlich angenommen und in kompetenten Händen. Moderne Mediziner haben die Wurzeln zum Schamanismus leider leichtfertig gekappt. Ich finde, darin liegt das eigentliche Elend der Schulmedizin. ★

Es ist kein Valentinstag!

Wir saßen in trauter Männerrunde. Lauter gestandene Kerle. Doch irgendwann fingen alle an, ganz romantisch zu raunen. Es ging um Süßigkeiten und Blumen. »Am Freitag ist doch Valentinstag«, belehrte mich einer der Herren, als ich fragend dreinschaute. Dann erzählten sie mir vom frommen Mönch Valentin, der einst Blumen verschenkt und Pärchen gegen das Gebot des Kaisers getraut habe. Einer der Herren wusste, dass Sankt Valentin um 270 n. Chr. in Rom hingerichtet wurde. Ein Heiliger der Liebe. »Als Kirchgänger solltest du den eigentlich kennen«, fügte er spitz hinzu.

Nicht oft hat man als guter Katholik Gelegenheit, an der Spitze der Aufklärung zu stehen. Also genoss ich den Moment in stiller Demut. Dann erwiderte ich, dass es um 270 n. Chr. noch gar keine richtigen Mönche gab. Der »Schutzpatron der Liebenden« war traditionell auch eher der Schutzpatron der Epileptiker, der Pest- und Gichtkranken sowie ein Helfer bei Viehseuchen. Pilger verehrten die Hirnschale des Heiligen als wundertätige Reliquie.

Der Vatikan, der in Fragen des Heiligenkultes ja als eine Art Zentralinstanz gilt, hat diesen Valentin aber schon vor fünfzig Jahren aus dem offiziellen Kalender gestrichen. Die Quellenlage war einfach zu dünn. Es gibt noch einen anderen Heiligen gleichen Namens. »Aber dessen Valentinstag ist nicht der 14. Februar, sondern der 7. Januar«, erklärte ich, ohne mir meinen Triumph anmerken zu lassen.

Die Herren sahen mich fast etwas böse an. Aber das ist mir egal. Kirchen aller Konfessionen überbieten sich seit einiger Zeit darin, am 14. Februar Gottesdienste für Liebespaare anzubieten. Das zeugt aber nur davon, dass die Kirchen sich das Copyright für St. Valentin haben abknöpfen lassen. Das Comeback dieses angeblichen Blumenversenkers ist nur eine Marketing-Aktion der Tulpenzwiebelindustrie. Darum werde ich den 14. Februar furchtlos ignorieren. Nicht aus Lieblosigkeit. Sondern im Dienste von Aufklärung und wahrer religiöser Bildung. ★